

Das Benedictinerinnenstift Rheindorf (Rindorp) auch Schwarzrheindorf genannt im Gegensatze zu Graurheindorf (Cistercienserinnen auf der linken Rheinseite) gegr. 1151 von Erzbischof Arnold II. von Köln, aufgehoben 1803; die Klosterkirche ist jetzt Pfarrkirche. Die oben genannte Anna von Breitbach gehörte der adeligen Familie Breitbach an, über welche Weidenbach handelt in: Annalen des hist. Vereins, Heft 24, S. 70 ff. Agnes von Plettenberg, wahrscheinlich eine Tochter des Reinbold von Plettenberg, der nach Strange: Beiträge zur Genealogie der adeligen Geschlechter Köln 1865, 2. Heft, S. 28, zwei Töchter hatte, die Klosterjungfrauen waren. Die Plettenberg waren eine ansehnliche Adelsfamilie aus dem kölnischen Westfalen. (Gall. christ. III, 783. Simons A.: Die Doppelkirche zu Schwarzrheindorf, Bonn 1846.)

(Fortsetzung folgt im nächsten Hefte.)

## Reisebilder aus Süd-Italien.

Von P. Gabriel Strobl, k. k. Prof. in Melk.

(Schluss aus Heft III. Jahrg. VIII. S. 406—422.)

### II. Vesuv und Pompeji.

Wer kennt nicht den Vesuv als den schrecklichsten der in Europa thätigen Vulkane, als den personifizirten Rachegott der Campanischen Fluren, als den schonungslosen Verwüster dezzennienlangen Menschenfleisses! Wie ein verderbenschwangeres Gewitter ragt er hoch herein über die paradiesische Ebene, stets bereit, die Brandfackel zu schwingen, seine Feuerströme niederzusenken, sie mit seinem Glutregen zu überschütten. Nicht immer hatte er diese drohende Gestalt, nicht immer verbreitete er Tod und Verderben. Noch zur Zeit des Kaiser Augustus war er, wie Strabo berichtet, bis zum plateauartigen Gipfel hinauf mit schönen Culturen bedeckt und nur dieser liess durch seine Unfruchtbarkeit, sowie durch seine schwärzliche Färbung auf vulkanische Entstehung schliessen. Sorglos lagerte sich rings um ihn ein Kranz blühender Städte, Sinnenlust und schwelgerische Ueppigkeit hatte sich an seinem Fusse, wie — ausser Rom — vielleicht nirgends im weiten römischen Reiche, entfaltet; da erwachte der schlummernde Löwe, schüttelte zuerst eingemale mächtig die Mähne, so dass die Grundfesten der Erde erzitterten, Mauern und Städte gleich Kartenhäusern zusammenbrachen; dann aber entlud sich sein ganzer, seit Jahrhunderten aufgehäufter Grimm in einem so furchtbaren Zornesausbruche, dass sich der Himmel tagelang verhüllte, dass die Umgebung meilenweit verwüstet wurde und 3 Städte — Pompeji, Stabiae und Herculanium — vom Angesichte der Erde verschwanden. Damals thürmte sich der Berg zu seiner jetzigen Höhe und von da an äusserte sich seine Kraft in fast regelmässigen Interwallen, bald nur finster drohend, bald schrecklich verheerend. — Kein Wunder, dass ein solches Naturphaenomen aus allen Ländern Neugierige zu Hunderten herbeizieht und dass auch ich bei meiner ersten Anwesenheit zu Neapel in den Pfingsttagen des Jahres 1872, ihn zu ersteigen beschloss.

Es war ein herrlicher Morgen, den Vesuv umschwebten goldige Wolken, die Häuser und Paläste spiegelten sich scharf in den Fluthen und die weite Fläche des Golfes schimmerte gleich glitzerndem Edelgeschmeide unter den schrägen Strahlen der aufgehenden Sonne, als der Zug längs des Gestades dahinfuhr. Nach kurzer Fahrt zwischen eng aneinander sich reihenden Villen und Häusern hielten wir in Portici, dem gewöhnlichen Ausgangspunkte der Vesuv-Besteiger. In dem nahe gelegenen Resina besteht ein eigenes Führerbureau, in welchem ich um 6 Lire einen Führer erhielt; ausserdem kaufte ich einige Esswaren, besonders Feigen, die beim Anstiege dem ausgetrockneten Gaumen treffliche Dienste leisteten. Wie im Neapolitanischen so häufig, gab es auch hier Versuche zur Prellerei. Auf die Frage, wie viel 5 Feigen kosten, erhielt ich zur Antwort: 12 soldi. Auf

die weitere Frage, was  $\frac{1}{2}$  Pfund koste, erwiderte der Verkäufer: una lira. Nun liess ich mir  $\frac{1}{4}$  Pfund geben und siehe da, ich hatte um  $\frac{1}{2}$  Lira (10 soldi) 25 Feigen erhalten!

Gleich hinter der kleinen Stadt zog sich die breite Strasse bergan. Der Aufstieg war anfangs zwar nicht steil, aber ziemlich beschwerlich, da die Strasse noch über 2 Dm. hoch mit vulkanischer Asche von der jüngsten Eruption (1871) bedeckt war. Auch die umliegenden Abhänge, sonst so berühmt wegen der hier wachsenden feurigen Weine (Lacrimae Christi und Vino greco) hatten, obwohl sie nicht direct von der Lava verwüstet waren, doch in Folge des Aschenregens eine öde, traurige Physiognomie, von Blumen und Gräsern war fast gar nichts zu sehen und selbst die Gesträuche schienen verdorrt zu sein. — Allmählig hob sich der Weg, die Weingärten blieben zurück, schwarze furchtbar zerrissene, abenteuerlich gethürmte, wilde Felspartien und tiefe Schluchten bildende Lavamassen, traurige Zeugen früherer Eruptionen (besonders 1858), traten an ihre Stelle und zwischen diesen unsäglich düsteren, jedes Pflanzenwuchses baaren Steinmassen führte uns die schöngebahnte, in den schwarzen Lavaboden gehauene Strasse zur sogenannten Eremitage. Tief traurig war auch der Anblick des links unten, am Fusse des Berges sich dehnenden Lavastromes, der im vorigen Jahre San Sebastian zerstört und zahlreiche Menschenleben vernichtet hatte; noch jetzt rauchten die halberstarrten Massen und zahlreiche Dampfvolken schlichen sich in der Richtung des Stromes bis zum Gipfel des Berges empor, um daselbst gegen den blauen Himmel hinauf zu wirbeln. Die Eremitage, eigentlich ein Gasthaus für Vesuvbesteiger und das schöne, knapp oberhalb derselben gelegene Observatorium (Reale osservatorio meteor. Vesuviano, errichtet 1844), das ausser vielen meteorologischen auch Instrumente zur Beobachtung der Erdbeben, sogenannte Seismographen, besitzt, sind gegen die Eruptionen so ziemlich gesichert, da sie auf einem Vorsprunge stehen, den die Lava nicht erreichen kann; sie waren während der letzten Eruption sogar bewohnt. Die Eremitage enthält auch eine unscheinbare Capelle mit Messlizenz und da es noch ziemlich früh am Tage war, so celebrirte ich hier mit Erlaubniss des geistlichen Custoden.

Nach mehr als halbstündigem, fast gänzlich vegetationsleerem Stiege von der Eremitage aufwärts erreichte ich den eigentlichen, zuckerhutartig geformten Aschenkegel, der fast ein Drittel der ganzen Berghöhe und ausser einer viel grösseren Steilheit (circa 30°) auch sehr loses Material (Schlacken und vulkanische Asche) besitzt, so dass die bisherigen Schwierigkeiten gegen die von jetzt an zu besiegenden gar nicht in Betracht kamen. Zwar drängten sich viele hilfreiche Hände heran, die einen mit Zugriemen, andere als Nachschieber, noch andere mit einem Tragsessel, doch ich dachte, ein ordentlicher Tourist muss sich allein durchbringen — und es gelang auch. Wohl war die Anstrengung eine ausserordentliche, wohl war mancher Tritt resultatlos, manchmal rutschte ich auch wieder eine Strecke zurück, doch verminderte sich die Entfernung von der Spitze zusehends, nicht selten boten feste Lavasteine sicheren Halt, und endlich, tief Athem holend, stand ich oben.

Die Aussicht nun, welche sich auf dieser Höhe (etwa 3600' = 1140 M.) erschloss, war grossartig, fast nach allen Seiten hin unermesslich; nur gegen Norden wurde sie durch den nahen, fast ebenso hohen Monte Somma, das Fragment eines altvulkanischen Ringgebirges, beschränkt. Auf drei Seiten lagerten sich paradisische Fluren voll üppiger Culturen, dunkellaubiger Haine, weissblinkender Häuser, Villen und Städte, sich schmiegend an den zauberischen, saphirblauen Golf von Neapel. Gerade im Westen, im innersten Winkel des Busens, leuchtete das dichtgedrängte, unzählbare Häusergewirre der Hauptstadt, aus welchem sich hie und da ein kecker Hafendamm weit hinaus in die Fluthen wagt und über welches finster dräuend das gewaltige Fort S. Elmo herabsah. Hinter der Stadt dehnten sich sanft geschwungene, grünumlaubte Hügel, die sich allmählig abdachten und den langgestreckten, weit in das Meer vorspringenden Posilipp bildeten. Gleichsam als Fortsetzung desselben taucht im Meere die felsige, zierlich gezackte Insel Nisita auf, deren schneeweisses, auf der Spitze des Felsens

gelagertes Bagno (Strafhaus für Verbrecher) gleich einem Edelsteine herüberglänzte. Jenseits des Posilipp zeigte sich noch eine Reihe kleiner, inselartiger, scharf abgegränzter Landvorsprünge, z. B. das Cap Misenum, an welche sich südwärts die phantastisch gestalteten, vulkanischen Eilande Procida und das unglückliche Ischia mit ihren weissen Ortschaften und hohen, dunklen, kahlen Bergformen anschlossen. Darüber hinaus verlor sich der Blick in das endlose Blau des tyrrhenischen Meeres und das lichtere Blau des wolkenlosen Himmels, dieses wundervolle Blau, an dem wir Nordländer uns gar nicht sättigen können, schien damit zu verfliesen.

Vom königlichen Neapel an bis weit hinüber nach Südosten zog sich ein Kranz lieblicher, rothdachiger, weissblinkender Städte, eingebettet zwischen grünenden Fluren und dem blauen, fischreichen Meere, aufblickend zum schwarzen Vesuv, wie das wehrlose Lamm zum grimmen Wolfe. Im Südosten wurde der zauberische Kranz kräftig abgeschlossen durch hohe Gebirge, z. B. den Monte Cepparica, M. Albino und den sie alle überragenden Monte S. Angelo. Auch diese Gebirge boten einen äusserst malerischen Anblick, denn kühn und abenteuerlich reckten sich zahlreiche Zinken hoch in das Blaue, weisse, steilabfallende Wände wechselten mit grünlaubten Gehängen, den Fuss derselben umsäumten lachende Städte, wie Sorrent und Castellamare, süsse, liebliche Buchten zwängten sich tief hinein zwischen ensagenagten, weitvorspringenden Promontorien; fern im Süden endlich übte das Meer seine althergebrachten Rechte der Unermesslichkeit und als letzter Ausläufer senkte sich die Punta della Campanella in das blaue Gewoge. Doch nochmals raffte sich die Bergkette auf und rang den Fluthen ein köstliches Eiland ab, das schroffe, weissfelsige, ziegenähnliche Capri. So umsäumt im äussersten Westen und im äussersten Südosten des Horizontes eine langgestreckte Landzunge und eine Reihe hochromantischer Inseln den weltberühmten Golf, dessen sammtblaue, fast regungslose, nur hie und da von leichten Strömungen bewegte Wogen in ihrer erhabenen Ruhe und scheinbaren Unermesslichkeit das Siegel des Allmächtigen, wie wohl kein anderes irdisches Wesen, auf der Stirne tragen. Gegen das Gestade hin dunkelte sich die Fläche, fern im Süden aber vermählte sich das lichter werdende Blau fast unmerklich mit dem Blau des Himmels und gleich leichtbeschwingten Schwänen zogen hie und da weisse Segelschiffe ihre Kreise; dort hinab führt der Weg zur Perle Italiens, zur meerumschlossenen, meerumrauschten Trinakria. —

Wenden wir uns endlich nach Osten, so überschaut der trunkene Blick eine weite, herrlich übergrünte Ebene voll niedlicher, weissblinkender Ortschaften und reizend im dunklen Gelaube versteckter Häuschen, durchströmt von den Schlangenwindungen des blauen Sarno, und zu beiden Seiten des Thales ragen zahllose, dunkle Berge mit stolzen Spitzen in's Blaue auf. Am Eingange in dieses Thal, durch welches der Schienenweg nach Salerno führt, lag ein schwarzer Fleck Landes — die Ueberreste des alten Pompeji.

Rings um den Vesuv also, wohin sich das Auge wendet, winken zauberische Gebilde, in der That »ein Stück Himmel, das auf die Erde gefallen« (Sannazar), nur er selber macht eine traurige Ausnahme, lässt sich eher mit einem Stück Hölle vergleichen. Wohl strecken sich auch an ihm herrlich grünende, köstlich fruchtende Rebenculturen landungenförmig empor, aber nur zu bald enden sie, es beginnt die braungraue Region der Lava, der Bimssteine und der Asche, und das Land der Wonne weicht dem Reiche der Schrecken. Oede ist es rings um mich, schwarze Ströme ergiessen sich auf allen Seiten hinunter, Block auf Block thürmt sich empor gleich den erstarrten Wogen eines sturmgepeitschten Meeres und dichte Aschenhaufen lagern sich darüber, unermesslich gleich dem Sande der Wüste; alles ist verbrannt und ausgedorrt wie die ägyptischen Mumien des königlichen Museum's zu Neapel. Das düstere Schwarz wechselt nur mit rothgelben Schwefelflecken oder mit dampfenden Rissen und Sprüngen, aus denen blaugrauer, giftiger Rauch emporquoll und bei ungünstiger Windrichtung mit Erstickung drohte.

Wende ich mich gegen Norden, so entschwinden die zauberischen Gebilde des Südens, dafür aber potenzirt sich der Schrecken. Zu meinen Füßen gähnt

jetzt ein riesiger, alles verschlingender, Städte vernichtender Rachen, der unglaublich grosse, ewig qualmende, mehrere hundert Fuss tiefe Krater. Schauerlich zerbröckelte Wände aus Bimsstein, Schlacken und Lava stürzen, meist in furchtbarer Steile, oft sogar senkrecht oder überhängend, hinunter, zahlreiche feuerrothe oder schwefelgelbe, oft gleich dem Golde gleissende Stellen unterbrechen das scheussliche Braungrau und bilden die Blumen dieses Todtenreiches; damit wechseln auch öfters gänzlich ausgebrannte, weisse Partien. Gerade unter mir hob sich der Miniaturkrater der letzten Eruption, ein schwarzes, qualmendes Felsenloch, dessen grotesk geformte Wände fast allseitig jäh abfielen und grelle, weisse, grünliche oder gelbrothe Schwefelblumen auf schwarzem, ausgebranntem Grunde trugen; bläulicher Rauch wirbelte aus dem Schachte und schlängelte sich unheimlich zum Aether auf. Ueber mir stand das helleuchtende Gestirn des Tages, dieser ewig glühende Feuerkern, der mich heute noch mehr, als der feuerreiche Vesuv, gebraten hatte.

Ich umkreiste einen grossen Theil des wohl  $\frac{3}{4}$  Stunden Umfang erreichenden Kraters, bald auf weisslichem, bald auf gelbem, bald auf grauschwarzem Terrain, bald wieder vorüber an Stellen, aus denen es so glühendheiss hervorbrach, dass man — wie es hier häufig geschieht — Eier daran hätte kochen können, und kam so an den Nordrand, der durch ein tiefes, schmales Thal, das Atrio del Cavallo, vom Monte Somma geschieden wird. Auch dieser Berg ist der Theil eines Kraters, des Ahnen unseres Vesuv; doch der grösste Theil desselben brach zusammen und nur die nördliche Partie dieses »Ringgebirges« erhielt sich. Er soll reich sein an seltenen vulkanischen Mineralien und südlichen Pflanzenformen, doch wäre seine Ersteigung bei der vorgerückten Tageszeit nicht mehr möglich gewesen.

Um nun doch wenigstens von der Pflanzenwelt des Vesuv etwas zu profitieren — der Aufstieg von Rečina hatte ja beinahe gar nichts geliefert, — wählte ich als Abstieg die Pompejaner-Seite und entliess meinen Führer. Der Aschenkegel schien auf dieser Seite noch steiler zu sein, als auf der Anstiegsseite, und diesem schienen sich in Folge einer bekannten optischen Täuschung, die uns von einer grösseren Höhe aus alle minderen Höhen flach erscheinen lässt, unmittelbar die Ebene anzuschliessen. Anfangs kletterte ich auf sehr steinigem Lavaboden, dann rutschte ich in mehr als schuhtiefer Asche mit unglaublicher Schnelligkeit und gleichsam spielend hinunter, so dass die Strecke, zu deren Erklümmung  $\frac{3}{4}$  Stunden kaum hinreichen, in wenigen Minuten durchmessen war; ähnlich fliegt der Tourist mit Hilfe seines Bergstockes über die Schneefelder der Alpen mit Windesschnelle hinunter. Bis zum Fusse des Aschenkegels war keine Spur von Vegetation zu schauen; erst in der scheinbaren Ebene, die sich jetzt als ziemlich abschüssige Bergflanke erwies, stellten sich die Kinder Flora's, anfangs oasenartig inmitten grobkörniger, schwarzer Lavamassen und tiefer Aschenlagen, nach und nach aber mehr zusammenhängend, wenn auch nie in dichtgeschlossenen Rasen, ein. Die ersten Pioniere der Cultur waren annuelle Gräser (*Corynephorus articulatus* Dsf, *Aira Cupaniana* Dsf, *Avena barbata* Dsf, *Poa bulbosa* L, *Briza maxima* L, *Vulpia pseudo-myrurus* Soy. Will., *Bromus maximus* Dsf.  $\beta$ . *Gussonii* Parl.), ein schönblühendes Leimkraut (*Silene Armeria* L.), der grossblumige, orangegelbe Hornmohn (*Glaucium luteum* Scop.) und zwei Korbblütler (*Artemisia variabilis* Ten., *Picridium vulgare* Dsf.).

Bald darauf erschienen die ersten Weingärten mit guirlandenförmig zwischen Gesträuchen, z. B. Silberweiden (*Salix alba* L.), Feigenbäumen und Götterbaum (*Ailanthus glandulosa* Dsf.) ausgespannten Reben; dazwischen wuchsen hie und da Culturen von weissen Wolfsbohnen (*Lupinus albus* L) oder von hoch aufstrebendem Pfahlrohr (*Arundo Donax* L), und auch die wilde Flora mehrte sich bedeutend. Ausser einer Reihe von unscheinbaren Pflänzchen (*Rumex bucephalophorus* L, *Crepis scariosa* L, *Tragopogon porrifolius* L in Früchten, *Scrophularia canina* L, *Galium Aparine* L, *litigiosum* DC, *Calamintha Nepeta* Hf., *Polycarpon tetraphyllum* L, *Silene conica* L, *gallica* L, blühte an felsigen Stellen auch öfters die herrliche, blutrothe Spornblume (*Centranthus ruber* DC), eine

goldgelbe Immortelle-Strohblume (*Helichrysum littoreum* Guss.), weisse, geruchlose Reseden (*Reseda alba* L.), gelbe Wachsblumen (*Cerinthe major* L. und var. *gymnandra* Gasp.), die goldgelbe Pfriemenstaude (*Spartium junceum* L) und eine seltene, herzblättrige Erle (*Alnus cordifolia* Ten.).

Allmählig wurden die Weingärten dichter, gleich bachantischen Kränzen schwangen sich die Reben von Pappel zu Pappel, uralte, mächtige Feigenbäume boten ihre Früchte, weite Lupinenfelder dehnten sich dazwischen und als Gehege diente entweder die majestätische hundertjährige Aloë (*Agave americana* L) oder lose gefügte Lavamauern, auf denen fettstrotzende Nabelkräuter (*Umbilicus pendulinus* DC), winziger Steinbrech (*Saxifraga tridactylites* L) oder weisse Lappenblumen (*Lobularia maritima* Dsf.) wurzelten; sehr häufig wurden die Mauern auch von dichtverschlungenen, herrlich rosablumigen Brombeersträuchen (*Rubus rusticanus* Merc.), seltener von einer rankenden Osterluzei (*Aristolochia altissima* Dsf.) überzogen. Die uncultivirten Stellen waren jetzt selten geworden und zu den schon erwähnten Pflanzen kam nur wenig Neues mehr (*Lagurus ovatus* L., *Bellis annua* L., *Andryala sinuata* L., *Echium plantagineum* L., *Lycopsis variegata* L., *Antirrhinum Orontium* L., *Bunias Erucago* L., *Dianthus velutinus* Guss., *Melilotus neapolitana* Ten., *Ornithopus compressus* L.).

Natürlich ist mit der Angeführten, auf einer kurzen Wanderung gesammelten Schaar die Flora des Vesuv keineswegs erschöpft. Durch einen neapolitanischen Professor (Pasquale), mit dem ich in Tauschverbindung trat, erhielt ich von den Gehängen desselben gar manche seltene Pflanze, die mir entgangen war, z. B. eine Reihe zierlicher Orchideen (*Orchis Polliniana* Spreng., *rubra* Icq., *Cephalanthera rubra* (L.) *Epipactis latifolia* All.), eine hochrothe Lilie (*Lilium croceum* Chx), den ganz blutrothen *Cytinus Hypocystis*, der auf Wurzeln von Cistrosen schwarztotzt, die Meer-Scabiose (*Scabiosa maritima* L), deren purpurschwarze Abart so häufig in unseren Gärten cultivirt wird, seltene Korbbütlcr (*Centaurea alba* L. v. *deusta* (Ten.), *Hieracium crinitum* S. Sm.), wildwachsende Myrten (*Myrtus communis* L), die im ersten Frühjahr erscheinende *Anemone hortensis* L und manches andere. Doch ist im Durchschnitt die Flora des Vesuv viel ärmer, als die der benachbarten nichtvulkanischen Gebirge.

So stand ich endlich in der wirklichen Ebene und zog, bald zwischen üppigen Wein- und Feigenulturen, bald durch kleine Ortschaften, deren Bewohner den führerlosen Tedesco neugierig anstarrten und in denen Doppelgänger der Raphaelischen Christuskinder — nur dass sie nicht so reinlich und auch nicht so — nackt waren — zu dutzenden herumliefen, ohne Aufenthalt gegen Pompeji, das ich endlich in Schweiss gebadet auf unermesslich staubiger Landstrasse glücklich erreichte. Da die Stadt erst gegen Sonnenuntergang geschlossen wird, so hatte ich noch über 4 Stunden Zeit, mich in derselben umzusehen und zwar des Feiertages wegen ohne lästige Begleitung. Doch nicht bloss von diesem Besuche, sondern auch von einem zweiten, Ende März 1873 unternommenen, möchte ich mit Heraushebung des Wissenswürdigsten eine kurze Schilderung bringen, indem ich im Allgemeinen die Reihenfolge des letzteren beibehalte. Diesesmal war ich von Neapel direct mit der Eisenbahn hinausgefahren und konnte mit voller Geistesfrische meine Wanderungen beginnen.

Vorüber an den zu herrlichen Blüten entfalteten, saftstrotzenden Mittagsblumen (*Mesembryanthemum*), welche die Strecke zwischen Bahn und Stadt so sehr verschönern, betrat ich die steil in die Höhe führende *via marina* und besuchte zuerst das neuerrichtete, gleich neben dem Eingange gelegene Museum. Zahlreiche Amphoren, Vasen, Oellämpchen, verschiedene künstlerisch geformte Waagen, Kochgeschirre und andere pompejanische Hausgeräthe waren hier nebst mehreren Reliefs und Statuen ausgestellt; in der Mitte von all' diesen Antiquitäten aber lagen mehrere mit Lavasand überzogene, in der Form noch vollständig erhaltene, ausgegrabene Leichname. Ein unendlich trauriger und erschütternder Anblick! Wie sie dalagen, diese Pompejaner, einst so üppig und sinnlich, so lebensfroh und übersprudelnd von Lust, und nun so kalt und starr, beinahe buchstäblich in Stein verwandelt, selber zu einem Denkmale geworden

der Vergänglichkeit! Hinter ihnen standen auch schauerliche Gerippe und Schädeln von Menschen und Thieren, meist Pferden und Hunden. Das Ganze war eine würdige Vorbereitung auf diese Stadt der Todten, auf diese ungeheuere Trümmerstätte, die Gottes Ruthe, so furchtbar heimsuchend, geschaffen hat, und welche die ohnmächtigen Heidengötter nicht abzuwenden vermochten, selbst nicht die von der Stadt des Herkules so hochverehrte Tochter des Zeus, die berühmte, sprüchwörtlich gewordene Venus von Pompeji.

So trat ich denn hinaus unter diese Ruinen, in diese ungeheuere Brandstätte, wo glühende, gewaltig niedersausende, alles verwüstende Steine die Stelle des Feuers vertraten, und sah hinein, bald hier, bald dort, in die öden, menschenleeren Stätten. Noch stehen die Mauern der Untergeschosse, die oberen aber — sowie die Dächer — wurden von den Steinen zertrümmert und das Holzwerk, das sie mit den unteren verbunden hatte, verkohlt und zerbrochen. Leer ist es überall in diesen Stätten, wo einst das tollste Leben geherrscht, leer sind die Räume, wo man die Fremden empfieng, leer selbst die innersten Gemächer des Hauses, leer die Bottagen, die Boutiken, die Weinkrüge, die Oelgefässe, leer die Bassins, die Brunnen und Fontänen. Nur mit Mühe kann man sich aus den Mauerresten ein Haus, aus den Säulenstumpfen einen Tempel construiren. Ueberall und überall das Gefühl der Oede, der Leere, das unheimliche Gefühl des Grauens. Alles, was nur irgendwie beweglich und von Kunstwert war, selbst die meisten Freskenbilder der Wände, hat man von hier fortgeschafft und nach Neapel in das Museum gebracht, allerdings zum Vortheile dieser Gegenstände, denn die dachlosen Häuser konnten sie vor den Verheerungen des Wetters nicht schützen, aber doch das Gefühl der Leere und Oede in's Ungeheuere vermehrend. So macht die Stadt, wie Wolfgang Menzel so drastisch sich ausdrückt, den Eindruck eines Leichnams, der nicht nur todt, sondern auch noch geschunden ist. Nur die minder wichtigen Farben der Ornamentik sind zurückgeblieben und allerdings noch ziemlich viele, doch meist minder gelungene Wandgemälde; aber so schön diese Bilder, so reizend einst das alte Pompeji und selbst die Trümmerstätte durch sie geschmückt wird, so dass es wohl kaum eine bilderreichere Stadt gegeben hat, als Pompeji, so tragen doch auch sie zur Verödung des Ganzen bei, denn diese Bilder haben fast ohne Ausnahme einen erotischen Charakter, stellen Liebesscenen der Götter, Menschen und Thiere vor, manche auch, besonders in den Häusern der Sünde, auf höchst gemeine und schamlose Weise, — und so vermehren sie in ihrer unnatürlichen Frivolität durch den Contrast mit der ringsum herrschenden Verwüstung den Eindruck der Unheimlichkeit. Scheint es ja doch fast, als wäre das entsetzliche Schicksal der Stadt nur eine gerechte Strafe gewesen für die Sinnlichkeit und Sittenlosigkeit ihrer Bewohner, die alles höhere, menschenwürdige Streben abgestreift und nur für den niederen Theil des Menschen zu leben verstanden, dieser Leute, bei denen selbst der Cultus der Götter nur eine Sanctionirung und Vergötterung ihres Lasterlebens geworden.

Doch lassen wir die Reflexionen und schauen wir uns etwas um in diesen Räumen, um unsere Kenntniss des Lebens und der Bauwerke der Alten zu vermehren. Der eingeschlagene Weg (via marina) führt uns zuerst auf den Hauptplatz des alten Pompeji, das Forum, welches von mehreren grossen Gebäuden — im Osten von der Basilica und dem herrlichen Venus-Tempel, im Norden vom Jupiter-Tempel, im Westen vom Tempel des Mercur und dem Chalcidicum, wahrscheinlich einer antiken Börse umschlossen wird.

Die zuerst erreichte Basilica, das Gerichtshaus, war ein grossartiger (67 M. langer, 27 M. breiter), rechteckiger Raum, an den Langseiten eingeschlossen von 4 Säulenreihen und dadurch dreischiffig; die zwei inneren Reihen waren Vollsäulen aus Backstein (4eckigen Ziegeln) mit scharfkantigen Canneluren, die zwei äusseren lehnten sich an eine Mauer und waren geriefte Halbsäulen; nur letztere sind so ziemlich erhalten, von den ersteren sehen wir nur Stumpfen. Alle diese Säulen waren, wie überhaupt die meisten Säulen, Pilaster, Pfeiler, ja selbst die Capitäle und andere Bauglieder Pompeji's, dick mit weissem — jetzt meist abgefallenem — Stuck überzogen, der die herrlichen Canneluren oft ganz verhüllte

und die Säulen zu einfachen runden Stämmen machte. Allerdings war der Stuck oft recht niedlich bemalt und ebenso die Stuckcapitäle oft mit dem reichsten Freskenblattwerk umzogen, aber die Herrlichkeit der rein griechischen Bauformen können solche Surrogate doch nimmer ersetzen. Zwischen den Säulenreihen war ein gedeckter Umgang, der Hauptraum aber war vielleicht unbedacht und am Ostende desselben, mit der Aussicht auf das Forum, befand sich der erhöhte Richterstuhl (Tribunal), auf dem schon seit fast zwei Jahrtausenden Niemand mehr Recht spricht. Gleich unterhalb desselben liegen gewölbte Gefängnisse.

Auf der linken Seite der Strasse lag, der Basilica gegenüber, der Venustempel. Rings umgab ihn ein grosser Hof, den zahlreiche Säulen (17 an den Lang-, 7 an den Querseiten, zusammen 48) umstanden und mit den Aussenmauern des Hofraumes einen Porticus bildeten. Er selber erhob sich auf einem hohen Stereobat und eine 13stufige Treppe führt zu ihm empor. Es war ein peripteros hexastylus (ein rings von Säulen umgebener mit 6 Säulen Front), doch nur 2 Säulen hatten dem Vesuv getrotzt. Hinter einer Vorhalle lag die kleine Cella der Göttin, deren in zahlreiche Trümmer zerfallene Marmorglieder man allhier gefunden hatte. Ich sah nur mehr den viereckigen Mosaikboden des Piedestal's, der am Rande von kleinen quadratischen, in der Mitte aber von grösseren rhombischen Mustern gebildet war. Von der Cella sieht man über einen grossen Theil der Trümmerstadt hinweg auf den reizend übergrünten Monte Santangelo bei Castellamare; am Fusse der Treppe lagen die Trümmer des Opferaltars.

Unmittelbar an diese Bauten stösst das Forum, der grösste Platz und politische Mittelpunkt der Stadt. Die 157 M. lange, 33 M. breite Area, d. h. der freie Mittelraum war mit grossen, weissen, quadratischen Kalkplatten gepflastert und an den Seiten desselben standen zahlreiche viereckige, aus Backstein aufgeführte Postamente für Ehrenstatuen verdienter Männer; die grössten derselben waren bestimmt für Reiterstatuen. Die Männer sind heruntergefallen und selbst die Unterbauten grösstentheils ruinirt; gegen Norden haftet auch der Blick auf dem Stifter all' dieses Unheils, dem kuppelförmig sich wölbenden Vesuv. Der freie Raum wird auf 3 Seiten umrungen von einem Porticus dorischer Ordnung mit Rundcapitälen, die darüber aufgestellte jonische Säulenordnung aber ist verschwunden. Die vierte (Schmal-) Seite nimmt der Tempel des Jupiter ein; 10 Stufen und nach einem Absatze weitere 8 führen hinauf zum Pronaos, dessen Säulenstellung aus den Trümmern mühselig zusammengeffickt wurde. Hinter zwei in der Mitte von einer Thoröffnung durchbrochenen Mauern hob sich der eigentliche Tempel mit 2 Reihen von je 8 dorischen, geriefen, aus Tuff aufgeführten und mit weissem Stuck angeworfenen Säulen und grell roth bemalten Wänden; eine noch erhaltene Treppe führte in das zweite Stockwerk des Tempels, wohl den höchsten Punkt der Stadt, und hier genoss ich eine entzückende Rundschau auf die weitausgedehnten Ruinen, die grossartigen Gebirge von Castellamare, den Vesuv, die im Nordosten aufragenden Apenninen und das herrliche blaue Meer mit seinen Buchten.

Noch andere Tempel (der in ein kleines Museum umgewandelte des Mercur, der des Augustus) und interessante Bauten (das Chalcidicum,<sup>1</sup> Triumphbögen etc.) umgeben das Forum, wir ziehen es aber vor, durch die breiteste Strasse Pompeji's, Strada dell' Abbondanza, vorüber an zahlreichen Mauertrümmern verödeter Privathäuser, zu den Stabianer Thermen zu gehen und die Einrichtung antiker Bäder kennen zu lernen. Zuerst betreten wir einen grossen Hof, den auf 3 Seiten mit Stuck überzogene Säulen umschliessen; er hat wahrscheinlich für palaestrische Uebungen gedient; die linke Wandseite trägt Reliefs aus Stuck in hübschen, gewandten Formen, wie überhaupt die Eleganz und Leichtigkeit, die Formenschönheit aller Reliefs und Fresken dieser Stadt, besonders die Zierlichkeit und Mannigfaltigkeit der verschiedenen Ornamente, Ranken, Thierstücke etc. nicht genug bewundert werden kann; die meisten Zeichnungen und Farben sind bloss so hingeworfen, ganz ohne sorgfältige Ausführung, gleichsam als hätte man die Zerstörung der Stadt vorausgesehen und zuvor alles fertig stellen wollen; in der

Nähe und im Detail betrachtet, ist vieles sogar unschön und doch macht es in einiger Entfernung den niedrigsten Eindruck, bekrundet den reinsten Formensinn, setzt uns in Erstaunen durch eine unglaubliche künstlerische Productivität und verräth eine technische Fertigkeit, wie man sie in unseren Zeiten bei handwerksmässigen Zimmermalern niemals und auch bei Malern höheren Genre's nur selten findet. — Um diesen Hof lagen die verschiedenen Bäder, für Frauen und Männer separat — denn die römischen Kaiser hatten dies wiederholt eingeschärft — und die Einrichtung beider Abtheilungen war sich so ziemlich gleich. Zuerst ein grosses Auskleidezimmer (apodyterium) mit kleinen Wandnischen für die Gewänder; daneben das elaeothesium, wo Salben, Oele etc. aufbewahrt wurden. Dann das Kaltbad (frigidarium) mit dem tiefen Bassin (piscina) und das Warmbad (tepidarium); dieses war gewölbt, hatte gefutterten Fussboden und gefutterte Wände, damit die Dämpfe durch Erfüllung der Zwischenräume das Local erwärmen konnten. Hinter diesem lag das Schwitzbad (sudatorium) mit Leitungsröhren aus den zwischen der Männer- und Frauenabtheilung gelegenen Oefen, einem Marmorbassin und einer Fontaine für kaltes Wasser. Dazu noch eine Reihe von Nebenräumen und Einzelbädern. Alle diese Gemächer waren mehr oder weniger ruiniert, besonders die Abtheilung für Männer.

Südwärts schreitend erreichten wir das Forum triangulare, einen geräumigen, gegen die Stadtseite spitz zulaufenden und auf 3 Seiten von einem hundertssäuligen dorischen Porticus umgebenen Platz. Auf der offenen Meeresseite hob sich auf Stereoobat eines der ältesten Gebäude Pompeji's, das weit vor der ersten Zerstörung desselben durch ein Erdbeben (63 nach Christus) erbaut worden war, ein Tempel in altgriechischem Stile. Einige Säulenstumpfe und Capitäle sind alles, was von diesem aildorischen Denkmale übrig geblieben, die Säulen mit den charakteristischen scharfkantigen Stegen der Canneluren, die Capitäle mit der weiten Ausladung des runden Echinus und mit der gewaltigen, viereckigen Abacus-Platte darüber. Dieses Forum hatte wohl vorzugsweise die Bestimmung, als Promenade für die Theaterbesucher zu dienen, da sich ganz daneben die zwei pompejanischen Theater, das grosse und das kleine, befinden. Beide sind sich äusserst ähnlich und theilweise noch wohl erhalten, besonders das kleine; es konnte etwa 1500 Zuschauer fassen, während man für das grosse 5000 berechnet hat. Der halbkreisförmige Zuschauerraum war in 3 Ränge getheilt (ima, media und summa cavea), der erste mit 5 Reihen von Sitzbänken für Honoratioren, der zweite mit 20, der dritte nur mit 4. In dem von ihnen eingeschlossenen Halbkreise lag die Orchestra, der Raum, in welchem bei den Griechen der Chor herumzog und seine Gesänge als Vorspiel der Vorstellung erschallen liess; bei den Römern (und Pompejanern) hatte er diese Bestimmung verloren und war daher bedeutend kleiner. Hinter der Orchestra baute sich als querer Abschluss des Halbkreises die erhöhte, schmale, langgestreckte Scena, der Schauspiellerraum, auf, dessen Rückmauer 3 Thüren zeigte, durch welche die Spieler aus der Garderobe auf die Bühne traten; durch die mittlere der König, durch die zwei anderen die minderen Helden und Heldinnen. Der ganze Zuschauerraum konnte, wie man an den Steinringen der Umfassungsmauer sieht, durch ein Segeltuch vor der Sonne geschützt werden; auch gab es Vorrichtungen, um die Hitze durch einen feinen Sprühregen zu mildern.

Gleich unterhalb der Theater lag die sogenannte Gladiatorenkaserne, ein weites, von einem Porticus, an welchen ringsum kleine Gemächer stossen, umgebenes Viereck; der Mittelraum ist jetzt in einen Garten voll reizender Blumen und Citronenbäumchen umgewandelt, — jedenfalls viel vernünftiger, als wenn noch die rohen Menschen — und Thierschlächter sich da herumtreiben würden. Gleich daneben kletterten wir auf den hohen Schuttwall, der noch zwei Drittel von Pompeji verhüllt und schritten fort und fort, theils über wüstes Geröll oder Unkraut, theils an grünenden Saaten, Wolfsbohnenfeldern und anderen Culturen, welche das tief unten schlummernde Pompeji umkränzen, vorüber, bis an's Südwestende der Stadt zum Amphitheater. Es war prächtig erhalten, und man unterscheidet daran wieder drei Ränge mit ungleicher Zahl

von concentrischen (eigentlich elliptischen) Sitzreihen; der unterste Rang hatte die wenigsten (5), der oberste die meisten (18); der ganze Raum bietet Platz für 20.000 Zuschauer. Die Stufen der Bänke waren theilweise noch ganz wohl erhalten, theilweise aber zur Zeit der Zerstörung noch gar nicht vollendet. Es ist eine öde, traurige Stätte, doch bezog sich unser Gefühl der Trauer mehr auf das, was diese Stätte war, als auf das, was sie jetzt ist. Jetzt ist sie allerdings öde und menschenleer, aber diese Leere ist für die Menschheit Gewinn: einst war sie ja der Tummelplatz menschlicher Leidenschaften, der Schauplatz grässlicher Kämpfe der Menschen gegen Menschen oder gegen wilde Thiere, Kämpfe, die nicht hervorgerufen wurden durch die grause, alles bezwingende, alle Bande zerreisende Noth, sondern durch die noch schrecklichere, weil widernatürliche Grausamkeit der Bewohner; nach einem alten Sprüchwort sind Unzucht und Grausamkeit innig mit einander verbunden und dieselben Pompejaner, welche ihrer Göttin, der Venus vulgivaga, am eifrigsten gehuldet, haben gewiss auch hier ihre köstlichsten Stunden verlebt. Nach Bulwers trefflichem Romane: »Die letzten Tage von »Pompeji« war die Grosszahl der Bevölkerung hier versammelt, um an der Zerfleischung eines wehrlosen Christen durch afrikanische Bestien sich zu ergötzen, als der Vesuv losbrach und diesen Scenen für immer ein Ende machte.

Wir stärkten uns hier an den mitgebrachten Vorräthen, labten uns an dem Wasser, welches dürrtiggekleidete Knaben in kleinen Gefässen anboten, stiegen dann in die Arena hinunter, um die gewölbten, ringsumlaufenden Gänge, die Wohnungen der wilden Thiere und ihrer Wärter, zu besichtigen und giengen endlich wieder zurück über die weiten Trümmernmassen, um die Stadt nach allen Richtungen zu durchstreifen.

Ueberall ist es unheimlich still und öde, überall beschleicht uns das Gefühl der Trauer, einer tiefen und nur zu gerechtfertigten Trauer, einer Trauer, wie vielleicht kein Ort der Erde eine grössere einfösst, weil keiner lauter und üppiger war. Die Strassen waren ausnahmslos eng und schmal, mit gewaltigen, polygonalen Lava- oder seltener Kalkblöcken grob gepflastert und an den Enden mit grossen Schrittsteinen zum Uebersetzen versehen, damit die eleganten Pompejaner bei Regenwetter an ihrem feinem Schuhwerk keinen Schaden litten; häufig sieht man die ausgefahrenen Geleise ihrer Wagen. Die Trottoirs waren erhöht, aber sehr schmal. Im Untergeschosse der Häuser zogen sich oft lange Reihen von winzigen, nur auf die Strasse sich öffnenden Boutiken für den Kleinverkehr hin, wie man deren zu Neapel, selbst an den Palästen der Grossen, noch jetzt in Ueberzahl findet. Manche derselben hatten Ladentische aus Marmor, in sehr vielen sieht man eingesenkte, grosse Thonkrüge für Flüssigkeiten, bisweilen lehnen colossale, kugelförmige, thönerne Weinfässer mit kleiner Oeffnung und halbkreisförmigem Henkel an den Wänden. Gewerbeschilder sind äusserst selten; nur einmal sah ich zwei rothgekleidete Männer, die eine Amphora trugen, als Schild eines Weinhändlers; der unzüchtige Phallus hingegen war zur Abwehr des bösen Blickes (?) nicht selten angebracht.

Die innere Einrichtung der Häuser ist fast überall dieselbe. Zuerst betritt man eine schief ansteigende, beiderseits von Zimmern umschlossene, schmale Flur, Vestibulum genannt, weil hier der Römer beim Ausgehen das Obergewand anlegte. Dieser Gang führt in einen weiten, von einer bedeckten Halle rings umgebenen Hof (atrium), dessen unbedeckter Raum (impluvium) in der Mitte eine viereckige Vertiefung (compluvium) besitzt, in welche alles Wasser zusammenläuft, um durch eine Abzugsöffnung in die Canäle zu rinnen. Zu beiden Seiten des Atrium liegen kleine Schlafzimmer, welche vom Hofraume nur durch Teppiche abgegränzt waren und von demselben ihr Licht empfangen. Hinter dem Atrium liegt das tablinum, ein grosses, nach dem Atrium hin offenes Zimmer, in welchem der Hausherr seine Gäste empfing und all' seinen Glanz nach Aussen entfaltet; den Namen hat es von den Ahnenbildern (tabulae), welche hier aufgehängt waren. Hinter diesem liegt das Peristyl, ein von schönen Säulen umgebener Garten, mit Bassin (Piscina) und Fontäne in der Mitte; seitwärts von diesem das Speisezimmer (triclinium). Hinter dem Peristyl endlich, etwas

erhöht, liegen mehrere innere Wohnzimmer oder Gesellschaftszimmer für die Hausbewohner, Oeci genannt (von *οἶκος*, das Haus), ein wegen der reizenden Aussicht auf die Säulen, Blumen und Wasserkinste des Peristyl jedenfalls sehr angenehmer Aufenthalt. Bisweilen war das Peristyl ohne Gartenanlagen, dann befand sich hinter den Oeci noch ein eigener, von Säulen umschlossener Garten, der Xistos; meist aber fehlte dieser. Ein besonders regelmässiges Haus ist das des Pansa und zugleich auch eines der grössten; auf der Schwelle des Vestibulums fand man den in Mosaik ausgeführten Gruss: Salve. Einen ähnlichen Gruss fand man in dem grössten pompejanischen Gebäude, dem 80 M. langen, 35 M. breiten Hause eines Weinhändlers, und im Hause des Siricus traf man die Devise unserer modernen Wucherer: »Salve lucrum.« Auch die kleineren Häuser haben mehr oder weniger die geschilderte Anordnung der Räume; die Abweichungen sind gering, z. B. dass sich statt eines zwei Atrien finden, dass das Peristyl nicht genau hinter, sondern seitwärts vom Atrium liegt etc. Die um diese grösseren Haupträume herumliegenden Nebenräume (Frauengemächer, Küche, Anrichtzimmer für die Speisen, Schlafzimmer etc.) mussten sich natürlich nach den grossen richten und waren an keine so strengen Regeln gebunden; meist sind sie so klein und finster, dass man sich heutzutage kaum mehr solcher Löcher bedienen würde; im oberen Stockwerke wohnten die Sklaven. Im Allgemeinen kann man behaupten, dass auch die modernen Wohngebäude Italiens viele Anklänge an die antike Bauweise beibehielten, wenigstens findet man Atrium mit Impluvium und Säulenhallen fast in jedem italienischen Palaste. Die Tracht der Häuser nach der Vorderseite und überhaupt nach Aussen hin aber hat sich seit Erfindung der grossen Fenstergläser allerdings ganz ausserordentlich verändert; jetzt ist alles nach Aussen hin hell und licht, früher (wie noch jetzt im Oriente und im Mittelalter in den maurischen Palästen Spaniens, Siciliens) hat sich alle Schönheit und aller Glanz des Hauses der Aussenwelt verborgen und erst im Innern desselben entfaltet. Wo keine Verkaufsläden die Aussenseite der pompejanischen Häuser beleben, da bieten die Strassen nur den monotonen Anblick langgestreckter, ungliederter Mauern, da sich entweder gar keine Fensteröffnungen oder nur ganz kleine, vergitterte Löcher in denselben finden. — Noch in anderen Beziehungen gleichen sich die Häuser Pompeji's ganz ausserordentlich, besonders im Materiale, welches meist sogenanntes Gusswerk (kleine, rohe, durch Mörtel zusammengehaltene Feldsteine), etwas seltener Backstein und nur hie und da — meist nur an der Basis — Tuff ist. Marmor trifft man als Baumaterialie nie und als Schmuck fast nur in öffentlichen Prachtgebäuden. Aus Kalkquadern ist nur das »Haus des Chirurgen,« wahrscheinlich das älteste Pompeji's, aufgeführt. Die Mauern wurden sodann dick mit Stuck überzogen und auf diesem sowohl nach aussen, als auch nach innen hin grelle, aber wundervoll wirkende Farbentöne aufgetragen, besonders ein gesättigtes Roth und ein Rothgelb; der unterste Theil der Wände aber war meist dunkel gefärbt. Damit aber die Farben nicht eintönig wirken, wurden die Flächen der Innenräume häufig durch gemalte Säulen oder Pilaster in Felder getheilt, der Saum der Felder mit Blumen, Guirlanden, Arabesken und anderen Ornamenten aufs reizendste verziert, in den Zimmern auch die Mittelräume durch Fresken ausgefüllt; in den Motiven derselben ist allerdings die Mannigfaltigkeit eine ganz ausserordentliche, doch gleichen sich alle in der Frivolität und im gänzlichen Mangel an tieferen, gemüthreichen Szenen. Wir besuchten sehr viele Häuser, trafen im Hintergrunde öfters äusserst niedliche Mosaikbrunnen, bisweilen auch im Vestibulum zierliche Mosaikplatten, z. B. im Hause des Bär, auf dessen Vestibulum ein Mosaikbär liegt, im Hause des kleinen Brunnen, das eine mit Muscheln und allen möglichen Nippsachen herzig geschmückte Brunnennische birgt. Eines der interessantesten Gebäude waren jedenfalls die hinter dem Jupitertempel gelegenen »öffentlichen Thermen.« In der Anlage und Grösse glichen sie ganz den früher besuchten »Stabianer Thermen,« aber an Eleganz und Werth der Ausstattung übertreffen sie dieselben bedeutend. Durch einen mit viereckigen Mosaiksteinchen belegten Gang erreichten wir das ähnlich mosaicirte, ziemlich grosse Auskleidezimmer, an dessen Wänden Steinbänke herumliefen. Das

runde Kaltbad hatte eine reizende Kuppelwölbung, mit einem Glasfenster ganz in der Höhe, — gleichsam ein Pantheon im Kleinen, — ein grosses, centrales Marmorbassin und 4 gewölbte, halbkreisförmige Nischen. Noch schmuckreicher war das laue Bad: das Gewölbe und der obere Mauerrand waren ganz mit Arabesken und weissen Stückfiguren in Relief überzogen, rings an den Mauern lief ein mit Nischen für Kleidung und Wasch-Utensilien versehener Friess, welchen rothe, nur mit Schwimmhosen bekleidete Atlanten aus Terracotta stützten. Ein grosses, jetzt von Edelrost (*aerugo nobilis*) ganz grün gefärbtes, auf Löwenfüssen ruhendes, seltsam gestaltetes Kohlenbecken nebst mehreren Lufröhren stellte die nöthige Temperatur her. Das mit einem schönen Tonnengewölbe versehene Schwitzbad zeigte in einer gewölbten Nische eine hohe, wunderbar schöne, zu Abwaschungen bestimmte Marmorwanne, die nach der Inschrift 5250 Sesterzien (bei 400 fl.) gekostet hatte. Ihr gegenüber lag das rechteckige, die ganze Zimmerbreite einnehmende, mit Stufen versehene Marmorbassin.

Durch eine von interessanten Häusern umgebene Strasse kamen wir endlich zum Herkulanerthore und zur Stadtmauer, die wir auf steiler Treppe erkletterten, um nochmals Rundschau zu halten über das weite Ruinenmeer und die reizende Umgebung. Man sieht die rings sich anschliessende, herrlich grünende, mit Häuschen und weissen Villen bedeckte Ebene, den blauen, von leuchtenden Städten umsäumten Golf, hohe, ernste, reich umwaldete, aber auch von vielen Klüften und Rissen durchzogene Berge und im Süden die groteske Felseninsel Capri, hinter der sich das Meer in endlose Fernen dehnt.

Die Stadtmauer ist das älteste Monument Pompeji's und besteht aus einer inneren und äusseren Mauer mit Erdausfüllung dazwischen. Ursprünglich bestand sie nur aus mächtigen Kalk- und Lavaquadern, die Restaurationen aber zeigen wieder das in Pompeji vorwiegende Gusswerk. — Vor dem Thore breitet sich aus das Pompeji Pompeji's, die grosse Gräberstrasse, an deren Rändern die Stadt der Todten ihre Todten begrub. Es war ausnahmsweise eine breite Strasse — bildete sie ja einen Theil der grossen, von Capua nach Reggio führenden Heerstrasse, — rechts und links umstanden von riesigen, ernsten Grabmälern; diese bald halbkreisförmig, kapellenartig mit Sitzbänken längs der inneren Rundung, bald in Form der römischen Columbarien mit Mittelstamm und Nischen rings um denselben für Aschenurnen, bald prismatisch gleich dem Piedestal eines Denkmals mit Marmorinschrift der Verdienste, bald wieder cylindrisch, gleichend dem Thurme der Caecilia Metella in Rom, nur in verkleinertem Masstabe. Viele hatten inwendig eine Kammer mit gewölbten Nischen für Urnen, die meisten waren aus mächtigen Kalkquadern aufgebaut und — mit Ausnahme der Inschriften — schmucklos, nur wenige mit schweren, hängenden Trauerkränzen in Halbreief umzogen. Die meisten umschloss noch eine Mauer, aus deren Ritzen jetzt das schwarzgrüne Glaskraut (*Parietaria diffusa*) in Menge quillt, bei mehreren standen auch gewaltige, trüb aufragende Cypressen, die officiellen Trauerpflanzen des europäischen Südens. Schon bei den Alten diente sie als Schmuck der Leichensteine und war geweiht dem Dis (Pluto?). So lesen wir in Ovid, 13. Elegie:

»Funeris ara mihi, ferali cincta cupresso.«

Als wundersamen Gegensatz zu dieser düsteren Pracht schaut man im Hintergrunde den blauen Golf und sein herrlich übergrüntes, reichbelebtes Gestade. Seltsam muss es den Besucher auch berühren, dass mitten unter diesen Gräbern grossartige Villen sich finden, wie die des Cicero — jetzt wieder zugeschüttet und schon ganz übergrünt — und die weltberühmte des Diomedes. Diese ist ein riesiges Bauwerk mit verschiedener Höhe, der Vordertheil den hinteren weit überragend. Der Bauplan der römischen Villen war an keine so strengen Regeln, wie der der Stadthäuser, gebunden. So gelangt man hier auf einer Treppe gleich in das Peristyl, welches je 5 dorische Säulen an den Lang- und 2 an den Schmalseiten umsäumen, und von da links in das Bad mit vier-eckigem Bassin, geradeaus zu Terrassen, welche den Hintertheil des Gebäudes überragen. Hinten liegt ein äusserst geräumiger, mit Pfeiler-Porticus umgebener

Garten und unter dem Porticus laufen kellerartige, nur spärlich erhellte Gänge. In diesem Sitze der Lust und Freude fand man gerade die meisten und erschütterntesten Trauergebilde, zahlreiche Frauen und Kinder, die inmitten reichlicher Lebensmittel sterben mussten, da der heisse Dampf sie erstickte. Selbst den Besitzer ereilte das Verhängniss, als er schon an der Gartenthüre war und mit dem Schlüssel sie öffnen wollte; neben ihm lag sein Sklave, beladen mit Gold und Pretiosen. Der Abdruck des schönen Mädchenbusens, den man hier fand, gab wahrscheinlich dem Verfasser der letzten Tage Pompeji's die Idee zu einer seiner wirkungsvollsten Personen, der üppigen Julia, der Tochter des reichen Diomedes.

Traurig gingen wir wieder zurück aus diesen Stätten des tollsten Jubels und des schrecklichsten Verhängnisses, durcheilten flüchtigen Fusses die lange Reihe der Trümmer und schritten wieder hinaus durch den gewölbten Gang, hinunter in's Freie. Froh athmeten wir auf, als wir wieder von den wunderlieblichen Blumen und Saaten des Gestades umgeben waren. — Terra di lavoro, Du bist fürwahr ein seltsames Land! Heute bringst Du hervor die reizendsten Gebilde, heute lässest Du Dich schauen in Deinem schönsten Glanze, in der vollen Ueppigkeit und Herrlichkeit Deines Wonnekleides, heute glätten sich die Wogen und bläut sich der Himmel — und vielleicht morgen schon wirfst Du die flammendsten Blitze, umhüllst Dich mit dem dunkelsten Aschen- und Rauchgewande, schleuderst Du weithin die verderbenschwangeren Steingeschosse, tödest zahlreiche Menschenleben, vernichtest, was Du soeben erblühen liessest, begräbst ganze Städte mit Deinem und ihrem eigenen Schutte! —

## Der Benedictiner- und Cistercienser-Orden auf der Wiener Ausstellung kirchlicher Kunstgegenstände im k. k. österr. Museum für Kunst und Industrie am Stubenring.

(Eröffnet den 19. März, geschlossen den 31. August 1887.)

Mittheilung vom Redacteur.

Im sechsten Jahrgange 1885 im ersten Hefte S. 191 berichtete unser Mitarbeiter P. T. Florian Kinnast aus Admont über die Vertretung beider Orden auf der culturhistorischen Ausstellung in Steyer. Bot diese damals ein erfreuliches Bild der Pflege der Kunst in den Klöstern unseres Ordens dar, und war sie schon geeignet, auch verständigen Laien die Klöster als Schutzstätten culturhistorischer Sammlungen im allgemeinen, wie derartiger Objecte im einzelnen in Ehren zu bringen, so war dies noch mehr der Fall bei der Ausstellung kirchlicher Kunstgegenstände zu Wien.

Ueber den Plan, der derselben zu Grunde lag, berichtet der bezügliche illustrierte Catalog im Vorworte. Es heisst da: »Diese Ausstellung soll nach Möglichkeit alles vereinen, was sich in Oesterreich von guter und alter Kunstarbeit auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst noch vorfindet. Es lag in der Natur der Sache, so wie in den Zielen, die dem österr. Museum vorgeschrieben sind, wie auch in den beschränkten Räumlichkeiten, dass die Ausstellung nicht die ganze kirchliche Kunst umfassen